

BUDDHISMUS UND ARBEIT: ORA ET LABORA?

VON DH. NIRMALA

Was hat die buddhistische Tradition zum Thema "Arbeit" zu sagen? In diesem Artikel untersucht Nirmala die Haltung verschiedener buddhistischer Schulen zu Arbeit und stellt die Frage, welche Rolle Erwerbstätigkeit im Leben heutiger Buddhisten spielen kann.

Für manche Leser mag das Thema dieses Artikels merkwürdig klingen. Denn was um alles in der Welt hat Buddhismus mit Arbeit zu tun? Nach allem was wir historisch wissen, hat der Buddha in seinem ganzen Leben nie gearbeitet (im Sinne von Erwerbsarbeit). Das Wort „Arbeit“ entstammt dem germanischen Wort *ardejidiz* und bedeutet „Mühsal, Not“. Der Mensch, der später zum Buddha wurde, hat in seinen ersten Lebensjahren sicherlich keine Mühsal und Not erlebt. Siddhartha Gautama entstammte einem reichen Elternhaus. Sein Vater war Oberhaupt der Adelsrepublik der Shakya in Nordindien. Sein Sohn, der spätere Buddha, musste nie arbeiten, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Bis zu seinem 29. Lebensjahr lebte er als zukünftiger Nachfolger seines Vaters in Luxus und Wohlstand. Doch angewidert von diesem Luxus und der Hohlheit des weltlichen Lebens gab Siddhartha Gautama seinen Palast, Ehefrau und soziale Sicherheit auf und wurde zu einem bettelnden Wanderasketen, einem Wahrheitssucher oder *Sadhu*. Aber auch in dieser Lebenslage musste der Buddha nicht arbeiten, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen.

Im Indien der damaligen Zeit waren solche Wahrheitssucher hoch angesehen. Sie bettelten in den Dörfern schweigend um eine Schüssel Nahrung pro Tag. Das war fast alles was sie brauchten; vielleicht noch dann und wann eine Paar Kleidungsreste, die man aus dem Abfallhaufen herausfischte, und eine neue Bettelschale. So hat auch der Buddha, bis zu seinem Tod im 80. Lebensjahr, seinen Lebensunterhalt bestritten. Er wanderte von Dorf zu Dorf, Stadt zu Stadt, verbreitete seine Lehre, besuchte Schüler und Schülerinnen, ermutigte und ermunterte sie, war ihnen Freund und spiritueller Lehrer – aber von Arbeit in unserem Sinne keine Spur.

Auch wenn der Buddha viele Schüler hatte, die mitten im weltlichen Leben standen – Könige, Großbankiers, Handwerker, Bauern, Krieger, Prostituierte, Familienväter, Mütter mit vielen Kindern usw. – war der Buddha selbst immer ein Beispiel für die Freiheit von weltlichen Bindungen und Verpflichtungen. Seine engsten Schüler und Schülerinnen, darunter die spirituell erfolgreichsten, verfolgten einen ähnlichen Weg. Mahakassapa, Nachfolger des Buddha als Leiter des Mönchsordens, drückte dies etwa so aus:

Man sollte sich nicht körperlicher Arbeit hingeben; die Geselligkeit soll man meiden und sich nicht anstrengen. Wer begierig ist nach Sinnenfreuden wird das Ziel, das beglückende, nicht erreichen./ Man sollte sich nicht körperlicher Arbeit hingeben. Das, was nicht mit dem Ziel verbunden ist, soll man meiden. Der Körper wird angespannt und ermüdet und Geistesruhe gelangt nicht zur Entfaltung. (Theragatha 1072f.)

Die Einstellung des historischen Buddha und seiner engsten Schüler steht in krassem Gegensatz zum Geist der Industriegesellschaften. Der deutsche Soziologe Max Weber prägte vor knapp 100 Jahren für diesen Geist die Formel „die Protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“. Vereinfacht gesagt behauptet Weber, dass das Christentum, insbesondere in seiner protestantischen Form, dafür verantwortlich ist, dass sich der Kapitalismus bzw. die Industriegesellschaft entwickeln konnte. Der Protestantismus lieferte die dafür notwendige Arbeitsmoral. Man denke etwa an das Motto der protestantisch geprägten Schwaben: „Schaffe, schaffe, Häusle baue!“ Die Arbeit, das Schaffen, ist der eigentliche Lebenssinn. Wer es nicht zum eigenen Haus bringt, hat den Lebenssinn verpasst.

Der Buddha hatte kein Interesse daran, Häuser zu bauen oder zu erwerben. Sein Lebensziel war menschliche Vollkommenheit, Erleuchtung, der Ausweg aus dem Leiden – und anderen Menschen dabei zu helfen, ebenfalls die Befreiung vom Leiden zu finden. Das Anhäufen weltlichen Reichtums ist aus buddhistischer Sicht eher ein Zeichen von Faulheit. Wer weltlichen Reichtum anstrebt, ist zu faul und zu bequem, sich den eigentlichen Fragen des Lebens zu stellen; man ist zu bequem, an seiner spirituellen Weiterentwicklung zu „bauen“ – und baut stattdessen lieber Häuser oder an seiner Karriere.

Zumindest der frühe Buddhismus in Indien scheint also für Arbeit in unserem Sinne nicht viel übrig gehabt zu haben. Doch in den folgenden Jahrhunderten verbreitete sich der Buddha-Dharma über ganz Asien und entwickelte dabei auch neue Einstellungen zur Arbeit. Der Zen-Buddhismus Japans bzw. der Chan-Buddhismus Chinas hat eine ganz andere Einstellung zur Arbeit. „Ein Tag ohne Arbeit ist ein Tag ohne Essen“, lautet das Motto in manchen Zen-Klöstern.

Arbeit wird dort als Notwendigkeit angesehen: notwendig für den Lebensunterhalt, aber auch notwendig für die spirituelle Entwicklung. Die Erleuchtung der Zen-Meister fand nur selten auf dem Meditationskissen statt. In ihren Biographien berichten sie oft, dass der entscheidende spirituelle Durchbruch etwa beim Fegen des Klosterhofes oder beim Reisstampfen geschah, also bei groben körperlichen Arbeiten. Sangharakshita hat Arbeit sogar als den „wahren tantrischen Guru“ bezeichnet. Im tantrischen Buddhismus geht es vor allem darum, Energie zu stimulieren und das spirituelle Leben mit Energie und Entschlossenheit zu verfolgen. Je mehr Energie und Entschlossenheit, desto schneller verläuft die spirituelle Entwicklung, umso eher kann man Erleuchtung erlangen. Der Guru ist die Person, die den Schüler konzentriert auf dem Weg zur Erleuchtung hält. In Sangharakshitas Formulierung ist es also die Arbeit, die diese Funktion erfüllt.

Während der frühe Buddhismus Indiens der Arbeit konsequent entsagte, um leichter Erleuchtung zu erlangen, stürzten sich die Schüler des Mahayana und Vajrayana genauso konsequent in Arbeitsaufgaben hinein – ebenfalls um Erleuchtung zu erlangen. Ist der Fleißige und Arbeitsame also ein besserer Buddhist als derjenige, der nur viel meditiert oder buddhistische Texte studiert? Wahrscheinlich gibt es darauf keine allgemeingültige Antwort. Dass der Buddha und seine engsten Schüler nicht in unserem Sinne gearbeitet haben, liegt auch an der indischen Kultur. In Indien wurde Arbeit, insbesondere die körperliche Arbeit, verachtet. Handarbeit war etwas für die niederen Kasten, die Bauern und Handwerker oder gar die Unberühmbaren. Kultivierte Leute, edle Menschen gaben sich damit nicht ab. Die religiösen Wanderasketen, die meist hoch geachtet und respektiert wurden, gehörten zu dieser „kulturellen Elite“. Von Wahrheitssuchern wurde nicht erwartet, dass sie arbeiteten. Sie sollten die Wahrheit suchen und finden. Ihre Umwelt, die Reichen wie die Armen, wäre entsetzt gewesen, wenn sie ein Feld bestellt, einen Tisch gezimmert oder eine Bettelschale getöpft hätten. Man kann diese Einstellung noch heute in den Ländern Südostasiens beobachten, in Thailand, Burma, Sri Lanka.

In Zentral- und Ostasien, in Tibet, der Mongolei, China, Japan und Korea wurde die körperliche Arbeit dagegen nie verachtet. Folglich hatten auch die Buddhisten in diesen Ländern eine andere Arbeitseinstellung. Welche Einstellung zur Arbeit passt nun zu den Lebensbedingungen im Westen?

Wahrscheinlich können wir kein Leben wie der Buddha vor 2500 Jahren führen. Wir können nicht mit der Bettelschale durchs Ruhrgebiet wandern und uns schweigend – wie es sich für einen buddhistischen Mönch oder eine Nonne gehört – vor die Haustür stellen und erwarten, dass die Hausbewohner unsere

Bettelschale mit Essen für den ganzen Tag füllen. Wir können nicht unter Baumwurzeln die Nacht und die Regenzeit in Höhlen verbringen. Vielleicht sollten wir es probieren, aber nur wenige westliche Buddhisten wären wohl dauerhaft dazu in der Lage. Die meisten Menschen brauchen eine Art von Arbeit: eine sinnvolle Tätigkeit, die Bestätigung und das Gefühl vermittelt, dass wir etwas Sinnvolles tun und gebraucht werden. Das muss keine Erwerbsarbeit sein. Es kann auch eine engagierte ehrenamtliche Tätigkeit sein. Aber eine sinnvolle Arbeit zu tun, scheint ein zutiefst menschliches Bedürfnis und wahrscheinlich auch eine menschliche Notwendigkeit zu sein.

E.F. Schumacher schreibt in seinem Buch „Die Rückkehr zum menschlichen Maß“ („Small is beautiful“):

Vom buddhistischen Standpunkt aus gesehen, erfüllt die Arbeit mindestens drei Aufgaben: Sie gibt dem Menschen die Möglichkeit, seine Fähigkeiten zu nutzen und zu entwickeln. Sie hilft ihm, aus seiner Ichbezogenheit herauszutreten, indem sie ihn mit anderen Menschen in einer gemeinsamen Aufgabe verbindet, und sie erzeugt die Güter und Dienstleistungen, die für ein menschenwürdiges Dasein erforderlich sind. Arbeit nährt und belebt den höheren Menschen und drängt ihn, das Beste hervorzubringen, dessen er fähig ist.

Arbeit ist also nicht nur psychologisch notwendig – von finanziellen Notwendigkeiten gar nicht zu reden – ,sondern Arbeitssituationen können für manche Menschen der beste Platz sein, ihre spirituelle Praxis zu intensivieren.

Auch wenn man heutzutage viel weniger Zeit mit Erwerbsarbeit verbringen muss als frühere Generationen, gilt zumindest für Vollzeit-Beschäftigte immer noch, dass sie mit Arbeit zum Lebenserwerb einen größeren Teil ihres Wachlebens verbringen als mit irgendetwas anderem. Was wir während der Arbeit erleben, wie wir uns dabei verhalten (oder verhalten müssen), hinterlässt Spuren. Körperliche Spuren, aber auch Spuren in unserem Geist. Jeder Buddhist muss sich also fragen: Welche Auswirkungen hat meine Arbeit? Auf andere Menschen und auf mich? Ist mein Beruf wirklich Rechter Lebenserwerb und wie kann ich mein Verhalten während der Arbeit in Einklang mit buddhistischen Prinzipien bringen?

Unsere heutige Gesellschaft ist leider (oder glücklicherweise?) komplizierter als die indische Gesellschaft zur Zeit des Buddha. Die meisten Berufe und Tätigkeiten sind wahrscheinlich eine ethische Gemengelage. Es gibt Aspekte in der Arbeit, die man als unrechten Lebenserwerb bezeichnen müsste, aber auch Teile, die ethisch in Ordnung, vielleicht sogar hilfreich sind. Die Gesamtbilanz ist möglicherweise ethisch neutral. Weder ist die meiste Arbeit eindeutig Rechter Lebenserwerb noch unrechter Lebenserwerb.

Die Aufgabe für Buddhisten wäre also, die unethischen Teile der Arbeit zu minimieren und die positiven Elemente zu maximieren.

Rechter Lebenserwerb bezieht sich aber auch auf die innere Einstellung, mit der wir die Arbeit ausführen. Arbeiten wir gewissenhaft? Bemühen wir uns? Erfüllen wir als Arbeitnehmer unsere Seite des Arbeitsvertrages? Nutzen wir die Möglichkeit, Arbeit auch als spirituelle Praktik zu benutzen? Überprüfen wir unsere Geisteszustände bei der Arbeit? Versuchen wir, positiver und achtsamer zu werden? Nehmen wir zu Kollegen, Vorgesetzten, Untergebenen, Lieferanten und Kunden eine freundliche und respektvolle Haltung ein? Versuchen wir die ethischen Elemente der Arbeit zu maximieren und Unethisches zu minimieren? Nutzen wir unseren Einfluss in der Firma, damit sie mehr nach ethischen Kriterien arbeitet? Versuchen wir auch Elemente von Weisheit zu kultivieren: uns selbst, andere Menschen, die Welt um uns herum, das gesamte Leben tiefer zu verstehen? Zusammengefasst: Versuchen wir, während der Arbeit Buddhist zu sein? Wenn wir trotz ernsthafter Versuche und dauerhafter Bemühungen merken, das unsere Bemühungen erfolglos oder wir überfordert sind – sind wir dann bereit, Konsequenzen zu ziehen und uns einen anderen Job zu suchen?

Sollen Buddhisten in dieser Welt also nur so wenig wie möglich arbeiten? Vieles, das wir für unseren Lebensstandard vermeintlich brauchen, ist schließlich überflüssig; vieles ist sogar eine Fessel für spirituelle Entwicklung. Wenn man ein wirklich spirituelles Leben führt, kann man leichter auf Dinge verzichten und braucht weniger Geld. Aber es gibt auch Tätigkeiten, die direkt mit spirituellen Qualitäten verbunden sind. Man denke an helfende, erzieherische und medizinische Berufe. Wenn man diese Tätigkeiten in positivem Geist und schöpferisch ausüben kann, können sie sogar zu einem Vollkommenen Lebenserwerb werden. Der Beruf wird zu einer „Berufung“ und gleichzeitig zum freudigen Spiel des Bodhisattva. Dann gäbe es keinen Grund, die Arbeitszeit zu reduzieren – solange noch genügend Zeit bleibt für Meditation, Studium buddhistischer Texte, Rituale, Teilnahme an Veranstaltungen und Kontakten zur spirituellen Gemeinschaft.

Ein Aspekt, der mit Arbeit verbunden ist, wird für westliche Buddhisten oft zum Tabu-Thema: Geld. Wir arbeiten in der Regel, um Geld zu verdienen. Manche Westler denken, dass ernsthafte spirituelle Praxis nichts mit Geld zu tun haben sollte. „Geld stinkt“. Für Buddhisten in Asien wäre das eine absurde Haltung. Buddhistische Ökonomie ist eine Ökonomie des Gebens, und Geben hört beim Geld nicht auf. Geld ist nicht prinzipiell schlecht – solange wir es auf ethische Weise erworben haben. Jemand hat mal gesagt: „Geld ist wie Dünger.“ Er stinkt ein bisschen, aber man braucht ihn, damit all die Dinge, die man ernten

möchte, wachsen und gedeihen können. Der Aufbau und Unterhalt spiritueller Institutionen kostet Geld. Da man Buddhismus nicht allein praktizieren kann, braucht man eine spirituelle Gemeinschaft und die braucht Versammlungsräume, Einrichtungsgegenstände, Publikationen usw.

Ein Aspekt des Rechten Lebenserwerbs wäre also auch, ob er uns in die Lage versetzt zu geben – anderen Menschen zu helfen, die Hilfe brauchen, aber auch der spirituellen Gemeinschaft, die wir für unsere eigene Praxis brauchen und die wiederum auch anderen Menschen hilft. Geben muss nicht notwendigerweise in Geld bestehen. Aber die spirituelle Gemeinschaft braucht auch Geld, um den Dharma zu verbreiten: durch Bücher, Flugschriften, Vorträge, öffentliche Zentren usw.

Bis vor etwa 30 Jahren gab es in der buddhistischen Tradition im Wesentlichen nur zwei Modelle für Lebensstil und Arbeit: Entweder man wurde Mönch bzw. Nonne – dann musste man nicht „in der Welt“ arbeiten, sondern wurde von den Laien versorgt. Im Austausch für die Gaben der Laien mussten die Mönche Vorbild sein, meditieren, studieren, Dharma-Belehrungen geben, auch Rat in praktischen Fragen, die Mönchsregeln einhalten, zölibatär leben usw. Die zweite Möglichkeit bestand darin Laie zu bleiben. Dann musste man in der schnöden Welt arbeiten, „im Schweiß seines Angesichtes“, wie es in der Bibel heißt. Vielleicht musste man sogar auf unethische Art und Weise seinen Lebensunterhalt verdienen.

In den 70er Jahren haben westliche Buddhisten begonnen, ein drittes Arbeits-Modell für Buddhisten zu erproben: so genannte „Unternehmen rechten Lebenserwerbs auf Team-Basis“. Das ist besonders im FWBO¹ propagiert worden, aber auch andere buddhistische Gemeinschaften haben es versucht. Die Prinzipien, nach denen diese Unternehmen im FWBO arbeiten, lassen sich in 4 Punkten zusammenfassen:

1. Die Beschäftigten bekommen kein Gehalt im üblichen Sinne, sondern die finanzielle Unterstützung richtet sich nach den individuellen Notwendigkeiten, d.h. der Generaldirektor bekommt nicht mehr Geld als der Hilfsarbeiter.
2. Der Betrieb arbeitet auf einer ethischen Grundlage, d.h. die Produkte müssen ethischen Kriterien entsprechen; der Umgang der Beschäftigten untereinander, der Umgang mit Kunden und Lieferanten soll ethisch, also freundlich, respektvoll und fair sein.
3. Die Arbeit ist eine Gelegenheit, spirituelle Freundschaften zu entwickeln und zu vertiefen.
4. Unternehmensgewinne werden als Spenden für buddhistische Projekte verwendet; niemand kann sich

¹ FWBO steht für „Freunde des Westlichen Buddhistischen Ordens“. Die FWBO haben sich 2010 umbenannt in „Buddhistische Gemeinschaft Triratna“, kurz „Triratna“

an den Gewinnen persönlich bereichern.

Die meisten Menschen, die in diesen Unternehmen länger arbeiten, erleben eine große innere Verwandlung. Die aus ganzem Herzen kommende Identifikation mit der Arbeit kann zu tiefgreifender psychischer Integration führen. Statt nur die eigenen Bedürfnisse im Auge zu haben, lernt man, die Bedürfnisse der Kollegen, der Kunden und des Gesamtprojektes zu sehen und sich davon leiten zu lassen. Die Möglichkeit, Gewinne des Unternehmens an andere Projekte zu geben, lässt über den Rand des Betriebes hinausschauen und fördert die Bereitschaft, größeren Zielen dienen zu wollen. Man arbeitet in diesen Betrieben nicht aus Bequemlichkeit oder für persönliche Zwecke, sondern weil man dem Bodhisattva-Geist folgen will. Es kann ein Pfad der Selbst-Überwindung, der Selbst-Transzendenz, ein Pfad zur Erleuchtung sein. Vielleicht könnte man

sagen, dass die spirituelle Intensität eines klösterlichen Lebens früherer Zeiten heute in diesen Betrieben erlebt werden kann.

Wenn Buddhistische Ökonomie eine Ökonomie des Gebens, der Großzügigkeit ist, dann muss sie auch die Produktion eines gewissen Einkommens im Auge haben. Dafür kann Arbeit notwendig sein. Reichtum ist nicht per se schlecht. Man muss ihn nur für die richtigen Zwecke verwenden. Man muss den Dünger weiträumig verteilen. Vielleicht hatten also die alten Römer doch Recht, als sie sagten: „Ora et labora“? Bete und arbeite!?

Dieser Beitrag erschien ursprünglich im Februar 2003 in den "Nachrichten aus dem Essener Mandala". © Dh. Nirmala.